

*Das Kunstprojekt der Deutschen Bischofskonferenz gastierte im Frühjahr 2015 in München und in Freising mit einem vierwöchigen „LIT.fest“. In diesem Rahmen trafen Kardinal Reinhard Marx und Martin Walser zu einem „Freitagsgipfel“ am 24. April 2015 im Literaturhaus München zusammen.<sup>1</sup>*

*Cornelia Zetzsche: Kardinal Marx, trotz aller Ämter, von denen eingangs die Rede war, trotz ihrer vielen Verpflichtungen, trotz der vielen Nebenbeschäftigungen, die es auch noch gibt, sind Sie ein Leser, auch ein Leser von zeitgenössischen Romanen. Warum?*

Kardinal Marx: Literatur hat eine ganz eigene Kraft, Realität zu beschreiben und Fragen zu stellen. Deshalb ist mir die Lust auf Literatur von Kindesbeinen an bis heute geblieben. Ich komme aus einfachen Verhältnissen; von dorthier habe ich also keine akademischen Hintergründe. Aber es wurde sehr viel gelesen, ja es gab eine regelrechte Lesekultur in meiner Familie, die vor allem von meinem Vater her rührte. Er hat uns schon als Kindern aus Goethes Faust vorgelesen oder Gedichte von Heinrich Heine vorgetragen. Mein Vater war aber auch ein mitreißender Erzähler, er hatte da eine echte Begabung.

Wenn ich bis heute Literatur in ihrer ganzen Bandbreite lese, dann deshalb, weil sich darin vieles an Lebensgefühl, an großen Fragen des Menschseins verdichtet, ja auf den Punkt gebracht wird.

Als Bischof, als Theologe, ist ja die Sprache ein Hauptwerkzeug meines Tuns. Ich habe in den sechsunddreißig Jahren meines Priesterberufes unzählige Predigten gehalten und an Vorträgen fast ebenso viele. Dabei für jedes Wort die Verantwortung zu übernehmen, macht mich manchmal bange: wenn ich am Ambo oder am Rednerpult oben ankomme und mir dann mit einem Mal bewusst wird, dass ich für jedes Wort einmal Rechenschaft ablegen muss.

*Cornelia Zetzsche: Martin Walser, in Ihrem jüngsten Roman „Muttersohn“ geht es viel um theologische Themen, so etwa die Rechtfertigung. Sie zitieren in dem Roman auch Theologen wie etwa den Theosophen und Mystiker Emanuel Swedenborg. Erläutern Sie uns doch bitte, inwieweit religiöse Schriften für Sie beim literarischen Schreiben, aber auch für Ihr Dasein an sich wichtig sind?*

Martin Walser: Wenn ich derartige Texte – wie eben beispielsweise Swedenborg – aufgreife, dann sind das immer Texte, die mich persönlich unmittelbar angehen, die also keine künstlicher Bemühung bedürfen. Ein mich sehr beschäftigendes Thema wie die Rechtfertigung wird nun einmal nur in *religiösen* Schriften behandelt. Das fängt mit Jakob und Esau im Alten Testament an. Bezogen auf die Kirche: Die Kirche des Esau ist die in Wittenberg begründete, die

---

<sup>1</sup> Für die Drucklegung wurde das Gespräch gekürzt und leicht bearbeitet.

ist wirklich vorhanden, mit der kann man reden. Die „Kirche des Jakob“ gibt es nicht, sie ist ewige Utopie. Diese mit Jakob und Esau anhebende Rechtfertigungserzählung wird durch die Radikalität von Augustinus gefiltert und findet dann ihre Jahrhunderte lange Fortsetzung und Auffächerung in der theologischen Literatur bis Martin Luther. Dabei kommt mir die lange Erzähl- und Schreibtradition der Rechtfertigung letztlich vor wie ein Roman. Gleichwohl: wie rechtlos, wie klein, wie elend und ohnmächtig muss jenen, die diesen religiösen „Roman der Rechtfertigung“ geschrieben haben, der Mensch vorgekommen sein. Warum aber sage ich, dass dieser Roman mit Luther endet? Ganz einfach: weil nach Luther die religiöse Geschichte kein Roman mehr ist, sondern eine Diskussion.

Kardinal Marx: Aber was ist mit Karl Barth. Hat der an diesem Roman nicht auch noch mitgeschrieben? Ist der für Sie auch bloße „Diskussion“?

Martin Walser: Gewiss, auch Karl Barth reflektiert über die Rechtfertigung. Aber diese Reflexion ist derart erhaben, vermittelt, abstrakt – ich habe dabei keine romanhaften Bilder im Kopf. Die Absolutheit des theologischen Redens etwa in der Renaissance ist für mich ungleich romanhafter als die intellektuelle Qualität des Überlegens von Karl Barth. Ja, Karl Barth ist *intellektuell* – und das hindert ihn, an dem alten, großen theologischen „Roman“ mitzuschreiben.

Kardinal Marx: Nun, das ändert nichts daran, dass ich Karl Barth mit großer Begeisterung gelesen habe, gerade seine Ausführungen über die Rechtfertigung. Aber in gewisser Weise haben Sie natürlich recht, dass die frühere theologische Literatur in ihren Fragestellungen oft viel kompromissloser ist: Wenn Gott existiert, was soll der Mensch denn dann noch an Rechtfertigung bringen? Gar nichts. Paulus und Augustinus bringen dies unglaublich radikal auf den Punkt, indem sie sagen: Wenn Gott wirklich Gott ist, dann ist der Mensch nichts. Dieser Gottesgedanke hat eine derartige Radikalität, ja beinahe Härte, dass man gar nicht anders kann, als ihn genauso stehen zu lassen, wie er bei Paulus oder Augustinus formuliert ist. Man lässt ihn so stehen, ohne eine Antwort zu haben. Das spricht mich sehr an.

*Cornelia Zetzsche: Das ist Ihre Deutung, Herr Kardinal – „wenn Gott existiert“: so wie Sie das sagen, gehen Sie ja mit Sicherheit davon aus, dass er existiert. Bei Martin Walser hingegen höre ich, wenn bei ihm von „Gott“ die Rede ist, immer den Zweifel dahinter. Herr Walser, Sie sagen ja: „Ich bin nicht gläubig, aber ich bin glaubensbedürftig“. Was sagen Sie zu der Aussage „Gott existiert nicht“?*

Martin Walser: Als Aussage finde ich das lächerlich. Es ist genauso lächerlich wie wenn man sagt: „Es gibt Gott“. Etwas anderes ist es etwa mit dem Wort „Unsterblichkeit“, da ist es leichter, nahezu jeden einzubeziehen, so dass er in unterschiedlicher Weise mitgehen kann in der Gedankenbewegung. Das Reden über Unsterblichkeit ist für viele, sehr viele ein Bedürfnis. Auch Percy Anton Schlugen, der Held meines Romans „Muttersohn“, wird gefragt: „Was

glaubst du denn, was nach dem Tod ist? Glaubst du an Unsterblichkeit?“ Dann sagt er: „Wenn ich darüber nachdenke, dann fällt mir immer ein, dass meine Hosenträger unsterblich sind...“ Ja, so „viel“ kann man mit dem großen Wort „Unsterblichkeit“ anfangen. Von mir aus könnte man in dieser Weise – entschuldigen Sie, Herr Kardinal – auch mit dem Wort „Gott“ umgehen. Und es gibt ja noch einen, dem ich in „Muttersohn“ Passagen widme, der bei dem Wort „Gott“ den richtigen, den radikalen Gebrauch hat: Jakob Böhme. Er ist mit dem Wort umgegangen wie mit irgendeinem Wort, ohne jede Voreingenommenheit.

Kardinal Marx: Ja sicher, da gibt es viele Anklänge an die Mystik und an die Negative Theologie. Generell gibt es diese lange Tradition innerhalb der Theologiegeschichte, nicht zu sagen was und wer Gott ist, sondern zu dem Mysterium „Gott“ zu schweigen. In dieser Traditionslinie geht Angelus Silesius sogar so weit, zu sagen: „Gott ist ein lauter Nichts“. Von einer gewissen Vorstellung von „Ontologie“ her ist eine solche Aussage ja nur konsequent; denn wenn wir von „Sein“ reden, gehen wir immer von jenen Dingen aus, die wir uns von unserer Erfahrung aus vorstellen können. Aber Gott ist „totaliter aliter“, „ganz anders“. Trotzdem versuchen wir, ihn in Worte zu pressen. Freilich, für uns Christen, die wir an die Menschwerdung Gottes glauben, gibt es einen Anhaltspunkt für die Vorstellung Gottes, nämlich die Gestalt Jesu von Nazareth. An sich aber können Gott und Mensch nicht zusammenkommen, es sind gewissermaßen zwei Sphären. Gott ist ja streng genommen kein Teil unserer Welt.

Martin Walser: ... aber haben sie nicht auf irgendeinem Konzil beschlossen: „Jesus Christus ist wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch zugleich“? Warum sagen Sie dann „Gott und Mensch können nicht zusammenkommen“?

Kardinal Marx: Was ich meine, ist dies: Wenn Gott eine Beziehung zur Welt will, dann kann nur *er* diese Brücke schlagen! Die „Brücke“ entsteht nicht durch unsere Bemühungen, nicht durch Riten, nicht durch jedwede andere Anstrengung. Wäre dem so, dann wäre Gott nicht Gott, dann würden wir uns seiner bemächtigen. Das ist ja gerade das Besondere der christlichen Botschaft, dass sie sagt: Wenn Gott zu den Menschen kommt, dann kann dieses „Ankommen“ nur von ihm her geschehen und es kann sich nur in der Menschwerdung vollziehen; also, wenn er in unseren Erfahrungsbereich mit unseren Möglichkeiten eintritt. Im Alten Testament, im Buch Exodus, heißt es ja noch: Kein Mensch kann Gott sehen und am Leben bleiben [Ex 33,20].

Herr Walser, was mich bei Ihnen – neben vielem anderem - berührt, ist Ihre Aussage „Ich bin nicht gläubig, aber ich bin glaubensbedürftig“. Das ist eine wichtige, gerade für unsere heutige Zeit bedeutsame Aussage! Ich habe manchmal den Eindruck, dass bei Diskussionen über Religion und auch innerhalb der Kirche oft allzu vorschnell schubladisiert wird: Das ist ein gläubiger Mensch und das ist ein ungläubiger Mensch. Aber so einfach ist es nicht. Bei den meisten pendelt es doch hin und her: Zweifeln und Erkennen, Finden und Suchen.

Ich kann mich an eine wunderbare Meditation von Papst Benedikt XVI. erinnern. Als er sich beim Weltjugendtag in Köln 2005 von uns Bischöfen verabschiedete, sprach er über den Vers „Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ im Psalm 27. Benedikt hat dann in freier Umschreibung Augustinus zitiert, der sinngemäß gesagt hat: Es ist ein Suchen und Finden in alle Ewigkeit. Auch in der Ewigkeit werden wir nicht einfach sagen: „Gefunden. Das war’s dann.“ Sondern „Ewigkeit“ meint Suchen und Finden und Suchen und Finden... Das geht doch eigentlich in eine ähnliche Richtung wie bei Ihnen, Herr Walser. Wir können nicht schematisch sagen: Dies hier ist Glauben, jenes aber ist Unglauben. Diese einfache Einteilung wird den Menschen nicht gerecht.

*Cornelia Zetzsche: Darum geht es ja auch in dem Roman „Muttersohn“. Es geht um Glauben als Fähigkeit, um Glauben als Prozess, ja als Moment, der manchmal auch flüchtig ist. Herr Walser, inwieweit ist für Sie Glauben beziehungsweise die Fähigkeit zu glauben mit der Präsenz der Kirche als Institution verbunden?*

Martin Walser: Für mich hängt beides keinesfalls automatisch zusammen. Aber es ist schon komisch: Manchmal wird im Fernsehen eine Talkrunde gezeigt, bei der ein bekennender Atheist auftritt. Der ist dann unheimlich stolz darauf und hält alle, die keine Atheisten sind, für ein bisschen blöd, weil ja Gott aus seiner Sicht Blödsinn ist. Wenn ich nun so einem zuhöre, dann merke ich plötzlich, dass es Gott geben muss! Denn ironischer Weise scheitert der Atheist schon rein sprachlich daran, mit dem Verneinungspartikel „nicht“ das Hauptwort „Gott“ aus der Welt zu schaffen. Wenn er sagt „Gott gibt es nicht“, dann hat er schon von ihm gesprochen. Die platte Verneinung des Atheisten ist eine unmittelbare Belebung meines Bedürfnisses zu sagen: Moment mal! Merkst du eigentlich, dass alleine schon deine Sprache abgerichtet ist? Du kannst mit ihr in den wesentlichsten Momenten gar nichts mehr anfangen. Professor Augustin Feinlein, der zweite Protagonist in „Muttersohn“, sagt dazu: „Wörter für mein Glaubensgefühl gibt es nicht mehr, weil die Wörter alle dressiert sind auf Unglauben, auf Aufklärung und so weiter, und so weiter.“ Zweifellos gibt es religiöse Erlebnisse, aber sie können im Letzten nicht positiv formuliert werden.

Kardinal Marx: Genau das wäre dann doch wieder die Herausforderung für uns. Also die Kirche kann doch...

Martin Walser: ...Herr Kardinal, ich halte Sie da für überfordert!

Kardinal Marx: Nein, nein, nein! Ich will mich da nicht so schnell geschlagen geben! Lassen Sie mich ein Beispiel erzählen: Ich war gerade zur Eröffnung der „Woche für das Leben“ in Hamburg; da waren wir auch auf einer Palliativstation und haben uns mit den Ärzten, Pflegerinnen und Pflegern unterhalten. Dabei kam rasch die Frage auf: Wie gehen wir eigentlich mit den vielfältigen, sehr individuellen spirituellen Bedürfnissen jener Menschen um, die nicht mehr kirchlich geprägt sind, aber dennoch – das erzählten uns die Ärzte und Pfleger – Worte

suchen für persönliche Erfahrungen, die etwas mit Spiritualität zu tun haben, mit der Suche nach Heimat, nach Jenseits, nach Trost. Natürlich kann es da nicht darum gehen, dass wir als Kirche mal eben vorschnell unsere Botschaft runterrasseln. Vielmehr besteht dann der kirchliche Hospiz-Dienst darin, zuzuhören, zuzulassen, kommen zu lassen. Aber alleine schon dieses persönliche Zuhören hilft den Patienten, den Sterbenden, dass sie schließlich ihre Geschichte, ihre Erfahrungen, ihre Fragen und Zweifel, doch noch mitteilen können.

Martin Walser: Ich persönlich möchte mir das am wenigsten in der Palliativmedizin holen. Wenn andere das brauchen; meinetwegen. – Lassen Sie mich aber nochmal ins Grundsätzliche gehen. Meine Romanfigur Augustin Feinlein sagt: „Wir glauben mehr, als wir wissen.“ Das ist der wichtigste Satz des ganzen Buches, denn anhand dieses Satzes kann man sich selber prüfen. Nur weil wir mehr glauben als wir wissen, sind wir überhaupt religionsfähig. Alles wird erst dann für uns wichtig, wenn wir es wirklich glauben können. Was wir beweisen können, das hat viel weniger Kraft, es betrifft uns viel weniger. Was wäre denn Europa ohne den Glauben unserer Vorfahren und Vorvorfahren?

Wäre ich ein Professor, würde ich ein Seminar zu Nietzsche und Karl Barth, diesen Zwillingen, halten. Warum Zwillingen? Nun, Karl Barth hat gesagt, für all jenes, was seine Glaubens- und Gotteshoffnung betrifft, gebe es keinen irdischen Einlösetermin, sondern es bleibe schlicht Hoffnung. Nichts anderes meint auch Nietzsches „Übermensch“, der niemals in der historischen Zeit erreicht sein wird. Beide – Barth und Nietzsche – machen mit ihren Entwürfen Hochsprünge. Von diesen Hochsprüngen lasse ich mich gerne einnehmen, mehr als von der Palliativmedizin. Wenn ich einem bei solchen Hochsprüngen zuschaue, wenn ich sehe, welche Hoffnungs-Leistungen er ins Sprachliche bringt aus diesem tiefen Bedürfnis, dieser gewaltigen Sehnsucht heraus, dann reißt mich das mit. Trotzdem muss ich zugeben, dass mich Karl Barth später enttäuscht hat, denn er hat sich in seinen späteren Schriften von der absoluten Bedürftigkeit des Menschen verabschiedet und ist ein Christologe geworden: Mit Christus als Vermittlung zu Gott hin hat er alles geschafft. Der alte Barth hat Christus für alles brauchen können.

Kardinal Marx: Herr Walser, Ihr Professor Feinlein sagt doch auch an einer anderen Stelle: „Glauben macht die Welt schöner“. Diesen Gedanken der Schönheit des Glaubens halte ich für sehr wichtig. Die Menschen sollen erfahren: Es ist schön, Glauben zu probieren oder sich in den Glauben hinein einladen zu lassen. Es ist nicht nur legitim, sondern es liegt im Wesen des Glaubens, dass er schön ist, dass er dem Leben Glanz gibt...

Martin Walser: ... mindestens!

Kardinal Marx: Es ist einer der beglückendsten Sätze, die man sagen kann: „Ich finde etwas schön.“ Kirche und Kunst gemeinsam sollen auch ganz schlicht auf das Schöne neugierig machen. Das verbindet sie. Das Schöne und die Gottesfrage hängen in der alten Philosophie ja

eng zusammen. Für die Denker der theologischen und philosophischen Tradition stand außer Frage: Wenn man von Gott spricht, muss man von der Schönheit sprechen.

Martin Walser: Es ist zwar nicht mein Fach, aber: ja, da haben Sie recht! Mich wundert es, dass die Kirche nicht andauernd darauf aufmerksam macht, was Europa ohne die religiösen Schönheitsleistungen wären, die ja mit den Glaubens- und Hoffnungs-„Leistungen“ des Christentums einhergehen. Ohne das gäbe es doch keinen Caravaggio oder Schubert und so weiter! Es ist doch irrsinnig, sich ernsthaft vorzustellen, dass es das alles nicht gäbe!

*Cornelia Zetzsche: Inwieweit, Herr Walser, sind Sie durch die katholisch-barocke Kulturregion zwischen Donau und Bodensee geprägt? In wieweit sind Sie persönlich durch diese katholische Sozialisation geprägt?*

Martin Walser: Lies' halt! Das steht doch in meinen Büchern!

Die „Times Literary Supplement“, der renommiertesten Literaturzeitschrift Englands, brachte eine Besprechung meines Romans „Muttersohn“ unter der Überschrift „One Last Thing“. Nun ja, ich habe nicht von vorne herein beabsichtigt, über „Last Things“ zu schreiben, aber es kam dann halt doch so. Der Schlüsselsatz meines Romans ist „wir glauben mehr, als wir wissen“ – dieser Satz kam einfach so. Ich habe ihn nicht geplant, kann ihn gar nicht geplant haben.

Woher haben wir denn unsere Fähigkeit, etwas schön zu finden? Doch gewiss nicht nur aus der menschlichen Triebgeschichte. Ich werde leichtsinnig, wenn ich sage: Etwas schön zu finden, ist ein Transzendenzbedürfnis!

Jeder von uns hat einmal glaubensstarke Menschen getroffen, oder? Na ja, und jeder von uns kennt auch das Gegenteil davon. Also ich selbst habe Kapläne erlebt... Der erste war promoviert, der kam für Glaubensstärke nicht in Frage. Der andere wirkte wie ein Zeitgenosse in Verkleidung. Aber der Dritte – es war der Kaplan Josef Krummbach in Nonnenhorn – der war eine im Wortsinn ganz elende Figur, der hatte vom Äußerlichen her keinerlei Strahlkraft, der hatte Angst beim Predigen. Dauernd hatte man das Gefühl, oh je, jetzt verspricht er sich gleich. Aber trotzdem, ja vielleicht gerade deswegen: Man konnte ihm nichts übelnehmen. Er war gewinnend in seiner Schwäche und Bedürftigkeit. Und vor allem war er gewinnend in seiner Art, das nicht zu überspielen, weder durch ein tolles Zitat oder irgendein brillantes Wissen. Er hatte keine andere Chance, als sich in seiner Schwäche, in seiner Ängstlichkeit auf die Kanzel zu stellen und zu sagen: „Wir..., wir..., wir... sind heute wiederum...“ Aber er ist Motorrad gefahren und bei ihm habe ich zweiundsiebzig Bände Karl May geholt. Also in all seiner Hinfalligkeit und Nicht-Brillanz war er ein Mensch, ein Mensch! So jemanden muss man aber selber erlebt haben...

*Cornelia Zetzsche: Mir fällt ein Zitat von Anton Percy ein: „Glauben lernt man, wenn einem nichts mehr bleibt.“*

Kardinal Marx: Diese Percy-Gestalt mit ihrer jesuanischen Tönung ist für mich tatsächlich ein Hinweis darauf, dass wir die Menschlichkeit Jesu immer noch zu wenig sehen. Was hat den Menschen Jesus eigentlich so faszinierend gemacht? Er ist ja nicht mit dem Heiligenschein immer zehn Zentimeter über der Erde geschwebt. Sondern er war da mit all seinen menschlichen Eigenschaften. Was hat die Leute derart zu ihm hingezogen? Diese Frage hat auch die großen Literaten beschäftigt, nehmen Sie „Der Idiot“ von Dostojewski oder eben den „Muttersohn“ von Ihnen, Herr Walser. Solche Romane können uns helfen, menschliche Gestalten kennenzulernen, die gerade deshalb anziehen, weil sie nicht das Starke verkörpern oder das in den Augen der Welt Hundertprozentige, sondern das Schwache. Ich finde das theologisch sehr anregend. Denn aus unserem Gespräch, Herr Walser, erkenne ich: Die Figur des Anton Percy ist durch Ihre vielen Begegnungen und Ihr persönliches Nachdenken ganz authentisch erfahrungsgesättigt.

Martin Walser: ...statt erfahrungsgesättigt würde ich sagen: bedürfnisgesättigt.

*Cornelia Zetzsche: Martin Walser, Sie haben vorhin das christliche Erbe künstlerischer und geistesgeschichtlicher Schönheit angesprochen, das sich aus Glaube und Hoffnung speist und das Europa ausmacht. Daher meine Frage an Sie beide: Kann das Christentum, kann die Kirche auch heute ein Partner der Menschen sein? Kann sie ein belastbares ethisches Fundament sein bei der Klärung aktueller Fragen wie zum Beispiel „Arbeit und Partizipation“, „Arm und Reich“ oder – wir sind ja derzeit täglich konfrontiert mit den Flüchtlingsbildern – „Beheimatung und Vertreibung“? Inwieweit, Herr Walser, erwarten Sie von der Kirche eine Anteilnahme an den gesellschaftlichen Prozessen?*

Martin Walser: Ich sage ganz klar: Ich bin nicht ausgetreten aus der Kirche. Ich bleibe im Kommen. Aber erwarten? Nein, von der Kirche erwarte ich nichts. Eher schon würde ich von mir selber etwas erwarten.

Wissen Sie, religiöse Intensitäten habe ich schon erlebt, aber immer bei einzelnen, konkreten Menschen. So zum Beispiel Maria Menz, eine Lyrikerin aus dem Oberland, eine Bauerntochter. Die hat ganz im Stillen, außerhalb der Öffentlichkeit, Gedichte geschrieben, die in einem wesenhaften Sinn „wortbedürftig“ sind, denn da gibt es keinen Satz, der über das Erfahrbare oder Wünschbare hinausgeht. Aber gerade deshalb gibt jedes dieser Gedichte nicht nur ein intensives religiöses Erlebnis wieder, sondern verkörpert es. Da merkt man: Die Menz ist ganz nahe dran. Aber Maria Menz ist nicht die Kirche, verstehen Sie? Ich weiß auch nicht, ob sie selber sich je für die Kirche interessiert hat.

Kardinal Marx: Zur Frage von Frau Zetzsche kann ich nur sagen, dass die Kirche als eine auch von Menschen gestaltete Institution nicht primär Ethikproduzentin sein sollte. Vielmehr soll sie die Stellen offen halten, wo vom Reich Gottes geredet wird. Der berühmte Kardinal Jean-Marie Lustiger hat einmal gesagt: „Das Christentum in Europa steckt noch in den Kinderschuhen. Seine große Zeit liegt noch vor uns.“ Auch wenn Lustiger das ein bisschen pointiert ausdrückt, so bin auch ich zuversichtlich, dass die Stimme des Glaubens und des Evangeliums hörbar bleiben wird – sofern wir als Kirche unsere Verantwortung wirklich wahrnehmen. Dazu gehört unbedingt, dass weiterhin Gottesdienst gefeiert wird. Gemeinhin denken ja viele, die Kirche sei hauptsächlich für die Caritas da. Aber zu ihr gehört beides gleichermaßen: Gottesdienst und Caritas. Die Kirche muss Räume offen halten, wo Glaube und Unglaube miteinander in Begegnung kommen, wo gefeiert wird, wo Schönheit erfahrbar wird! Diese Räume gibt es in der Kirche; um sie mache ich mir keine Sorge, auch wenn sich vieles verändern wird. Der Religionsphilosoph und Priester Tomáš Halík, Templeton-Preis-Träger des letzten Jahres, hat in seiner Dankesrede etwas gesagt, was mich sehr bewegt hat: „Als Alexander Solschenizyn gefragt wurde, was nach dem Kommunismus käme, antwortete er: 'Eine sehr, sehr lange Zeit der Heilung.' Meine Antwort auf die Frage, was jener Zeit folgen wird, in der es so viele Gläubige und Nicht-Gläubige für leicht hielten, über Gott zu reden, lautet: Ich erwarte eine sehr, sehr lange Reise in die Tiefe. Und ich setze meine Hoffnungen darauf.“ Ein bisschen von dem ahne auch ich. Das Thema Religion, das Thema Christentum ist keinesfalls zu Ende, auch wenn sich dabei vieles transformieren wird. Die Kirche ist mit in der Verantwortung, dass dieses religiöse Gespür bleibt, dass die Gottesfrage nicht erledigt ist, dass der Dialog zwischen Glaube und Unglaube und die Suche nach Schönheit, nach dem Jenseits und dem Übernützlichen nicht endet. Johann Baptist Metz hat ja das schöne Wort geprägt: „Kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung.“ Genau darum geht es: Unterbrechung!

*Cornelia Zetzsche: Nochmal zu dem Lustiger-Zitat „Die beste Zeit des Christentums in Europa liegt noch vor uns.“ Stimmen Sie zu, Herr Walser?*

Martin Walser: Für diese Einschätzung ist der Herr Kardinal zuständig. Ich selbst bin überhaupt kein bisschen für Prophezeiung brauchbar. Ich hab nur mit dem zu tun, was war und was ist – und das reicht ja auch. Wenn ich über religiöse Thema schreibe und rede, dann greife ich auf Figuren zurück, die ich persönlich erlebt habe. Die waren alle beeindruckend durch das oder jenes; eben durch ihr Dasein. Somit bin ich ein Museum für religiöse Gewesenheiten. Deswegen lässt es mich auch ganz heiter, wenn ich mit Atheisten zu tun habe. Der Atheismus beeindruckt mich nicht.

*Cornelia Zetzsche: Ich glaube, mit dieser Heiterkeit könnten wir das Gespräch beschließen und...*